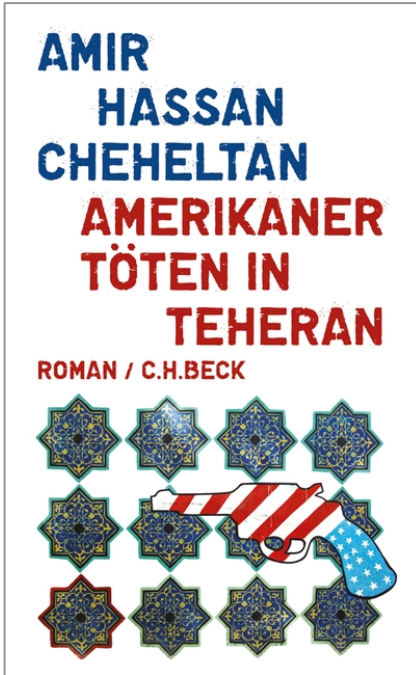


Unverkäufliche Leseprobe



Amir Hassan Cheheltan
Amerikaner töten in Teheran

Ein Roman über den Hass in sechs
Episoden

Aus dem Persischen von Susanne Baghestani
189 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-62160-4

Erste Episode

Die Zeremonie des Hundetötens vom 18. Juli 1924

Im Sommer des Jahres 1924 geschah in Teheran etwas Seltsames; dieses merkwürdige Ereignis betraf einen Amerikaner und desgleichen ein Ssaghâchâne, ein Brunnenhäuschen mit einer kleinen Gebetsnische, vor der die Gläubigen Kerzen anzünden und an die sie als Votivgaben Stoffketten anbinden, während die Durstigen aus seiner Zisterne Wasser trinken können. Das betreffende Ssaghâchâne lag damals, als Teheran noch eine verhältnismäßig kleine Stadt war, in einem Außenbezirk, und der Amerikaner war Major Robert Imbrie, Vizekonsul an der amerikanischen Botschaft. Er war vor über einem Jahr mit seiner Frau nach Teheran gekommen, in einem der für diese Stadt typischen heißen Sommer. Zu jener Zeit galt die Vorliebe für Amerika noch nicht als Schande, und obwohl es in Teheran immer wieder zu unvorhersehbaren Zwischenfällen gekommen war, schienen sich die Dinge, zumindest für dieses amerikanische Ehepaar, gut zu entwickeln. Beide waren mit ihrem Aufenthalt in der Hauptstadt alles in allem nicht unzufrieden.

Robert war schlank, relativ hochgewachsen, er trug einen kurzen blonden Schnurrbart und war insgesamt eine interessante männliche Erscheinung. Sommers trug er einen Stoffhut mit breiter Krempe, zuweilen auch einen Strohhut, dennoch nahm sein Gesicht in den beiden Sommern die Farbe von roten Rüben an.

Als Robert im Jahr davor zusammen mit seiner Frau in Teheran angekommen war, fiel ihm als Erstes die lähmende Hitze in dieser Stadt auf. Die Sonne schien ihm senkrecht direkt aufs Hirn, die Mauern strahlten wie die eines Backofens, und man hätte glauben können, die Menschen und Häuser, die in der flimmernden Luft schwammen, seien im Begriff zu verdampfen. Auf den Straßen waren kaum Frauen zu sehen, Männer waren jedoch überall, und sie bevölkerten fast die ganze Stadt; das entsprach den damaligen Sitten. An seinem ersten Tag in Teheran hatte Robert, während der Botschaftsdienst in einem langen, kragenlosen Gehrock, der üblichen Tracht der Perser, ihm die Koffer vorantrug, beim Vorbeigehen an einem Stadtviertelbasar ab und zu Frauen gesehen, die sich vollständig unter einem schwarzen, vorhangartigen Stoff verborgen hatten; man hatte das Gefühl, allein dieser Anblick erzeuge bereits Hitze oder verstärke diese zumindest. Das Bild vollständig verhüllter Frauen war Robert allerdings vertraut, seine vorherige Mission hatte ihn in die Türkei geführt, die sich von dem Land, in dem er zur Welt gekommen war, in jeder Hinsicht unterschied. Sogar Sankt Petersburg, wo er sich ebenfalls eine Zeit lang aufgehalten hatte, war ihm trotz aller Ähnlichkeit mit dem Westen fremdartig erschienen, und Persien war noch merkwürdiger.

Catherine, seine Frau, hatte bereits in dem Augenblick, in dem sie iranischen Boden betreten hatte, beim Gedanken, unter Menschen zu sein, die so anders als sie waren, ein un gutes Gefühl beschlichen. Ihr war nicht wohl, und sie dachte den ganzen Weg über bis nach Teheran, dass sich die Verhältnisse in der Hauptstadt vielleicht etwas einladender gestalten würden. Nun sah sie indessen, dass es genauso war: die gleichen neugierigen, zudringlichen Blicke, dasselbe jäh, misstrauische Erstaunen und dieselbe uralte Stumpfheit und Trägheit im Verhalten. Als bewegten sich die Menschen nicht in Luft, sondern in einer zähen Flüssigkeit. Die

Frauen, die ihre Gesichter verhüllt hatten, erweckten in ihr eine Mischung aus Furcht und Argwohn, deren Ursache sie sich nicht erklären konnte. Teheran war keine richtige Stadt, sondern ein Dorf, wenn auch etwas größer als jene, an denen sie unterwegs vorbeigekommen waren, mit Häusern aus ungebrannten Lehmziegeln, engen Gassen, niedrigen Türen; und die Menschen lebten dort gezwungenermaßen, weil sie da geboren worden waren. Sie nahm sich vor, ihre Lebensumstände zu erkunden. Es war offensichtlich, dass diese Menschen in einer eigenen Welt lebten, mit all ihren Ängsten, Hoffnungen und Wünschen.

9

Die iranischen Männer mit ihren kragenlosen Hemden und handgestrickten Käppchen wichen beim Anblick dieser beiden blonden, blauäugigen Abendländer aus, stellten sich an die Hauswände und hielten die Hand über die Augen; offensichtlich waren sie jünger, als sie aussahen. Außerdem gab es natürlich streunende Hunde, die in der Hauptstadt stärker auffielen. Am Rande ausgestorbener Gassen verfolgten sie die Passanten mit traurigen Blicken, und sie waren so mager, dass man ihre Rippen zählen konnte; offenkundig litten sie unter chronischem Hunger. Robert erkannte sehr bald, dass jegliche Zuwendung zu ihnen als Hundeliebhaberei galt, die unter Iranern streng verpönt war.

Am Tag ihrer Ankunft in Teheran besuchten Robert und Catherine bei Anbruch der Dämmerung, als die Hitze bereits nachgelassen hatte, in Begleitung eines iranischen Botschaftsangestellten ein Restaurant in der Lâlesâr-Straße. Man hatte die Wände kurz zuvor mit Wasser besprengt, sodass nun von überall her Dampf aufstieg. Der Inhaber des Restaurants, ein hochgewachsener Armenier, empfing sie persönlich und begrüßte sie auf Französisch. Er bot ihnen im abgeschiedenen Gärtchen des Hinterhofs einen Tisch neben einem kleinen sechseckigen Springbrunnen an. Sie setzten sich und bestellten umgehend etwas zu trinken, um ihre Ankunft in der

Hauptstadt zu feiern. Die Lehmmauern, der hellblaue Himmel und das Grün der Bäume bildeten eine wohltuende Farbkombination, die ihrem ersten Eindruck von Teheran eine angenehme Tönung verlieh.

10 Catherine war auf diese Reise nicht sonderlich erpicht gewesen, hatte ihr allerdings auch nicht widersprochen. Vielleicht glaubte sie, diese Entsendung sei um der Karriere ihres Ehemanns willen notwendig. Im Verlauf seiner Mission in Sankt Petersburg hatte man ihn aus Russland ausgewiesen, und in der Türkei sogar einen Anschlag auf ihn verübt, woraus sie geschlossen hatte, dass die Diplomatie eine verzwickte Angelegenheit sei, weswegen sie vielleicht grundsätzlich Männern vorbehalten bleiben sollte. Als aber der Umzug nach Persien zur Gewissheit wurde, hatte sie eine gewisse Unruhe beschlichen, die anhielt, bis sie das Schiff betreten hatten. Danach hatte sie eine nachhaltige Unbekümmertheit überkommen; dies war eben ihr Schicksal, und dem musste man sich fügen.

Während Catherine sich auf die Reise vorbereitete, bemerkte niemand ihre innere Unruhe, ihr Widerwille war allerdings unübersehbar. Ihr Vater, der gerade die Lektüre von «Tausendundeiner Nacht» beendet hatte, berichtete ihr deshalb über die spannenden Abenteuer, von denen man ausschließlich aus so entfernten und märchenhaften Gegenden wie denen von «Tausendundeiner Nacht» vernehmen konnte, und Persien war eins dieser Länder. Seinen Ausführungen lauschte sie ungerührt, mit unbewegtem Gesicht und teilnahmslosem Blick, an ihrer Abneigung änderten sie jedoch nichts; sie wusste von diesem Land lediglich, dass seine Herrscher einen Harem besaßen.

Robert war ebenfalls nicht sonderlich viel über Persien bekannt, insofern unterschied er sich kaum von seiner Ehefrau. Vor Antritt der Reise hatte er nur vom Hörensagen etwas von diesem orientalischen Land gewusst, von seinen hübschen

Katzen und seinen bunten Teppichen. Erst wenige Tage vor der Abreise hatte er erfahren, dass die Iraner keine Araber waren und nicht Arabisch sprachen. Auf die Frage, ob er sich freiwillig gemeldet hatte oder aufgrund spezieller Fähigkeiten zu dieser Mission entsandt worden war, äußerte er sich bis zum Ende seines Aufenthalts nicht, von seiner Frau war ebenfalls nichts zu erfahren. Allerdings war er ein Draufgänger, der sogar offensichtlich die Gefahr liebte: Im Ersten Weltkrieg hatte er freiwillig als Ambulanzfahrer an der französischen Front gedient.

Sein diplomatischer Dienst in Sankt Petersburg und in der Türkei war hingegen von einer Aura des Geheimnisvollen umgeben, die zur Quelle einigen Gemunkels geworden war. Abgesehen von ein, zwei Klatschgeschichten über sexuelle Abenteuer – schließlich war er ein blonder Jüngling inmitten von temperamentvollen muslimischen Männern –, ging in den diplomatischen Kreisen Teherans das Gerücht um, dass er in Russland mit den konterrevolutionären Rechten in Verbindung gestanden habe, weswegen die Bolschewiken ihn mehrmals ausgewiesen hätten. Außerdem hieß es, er sei nur durch einen glücklichen Zufall der Todesfalle entronnen, welche der sowjetische Botschafter in der Türkei ihm gestellt habe. Das wichtigste Gerücht lautete allerdings, er betätige sich in Teheran insgeheim für die Sinclair Oil Company, um von der persischen Regierung die Konzession für die Erdölfelder des Nordens zu erlangen, und sei wegen dieser Mission entsandt worden. Robert war jedoch nach Persien gekommen, um zu sterben, was selbstverständlich niemand ahnte.

Um dorthin zu gelangen, hatten Major Imbrie und seine Frau in Los Angeles ein gewaltiges Schiff bestiegen, zu einer langen und beschwerlichen Reise ans andere Ende der Welt. Für die Amerikaner wäre Persien, zumindest damals, nicht von Bedeutung gewesen, wenn es kein Erdöl besessen hätte.

Und Roberts Auftraggeber hatten ihm erklärt, die Amerikaner seien bei den Persern beliebt. In den Wirren der Konstitutionellen Revolution hatte ein junger amerikanischer Lehrer bei der Belagerung der Stadt Tabris durch die Truppen des tyrannischen Schahs an der Seite der Revolutionäre gekämpft und für die Revolution sein Leben gelassen. Morgan Schuster, den die Amerikaner wenige Jahre später nach Persien entsandt hatten, um das Finanzwesen des Landes in Ordnung zu bringen, war derart beliebt, dass sich die persische Regierung nach dem Ultimatum, mit dem die Russen verlangten, ihn auszuweisen, genötigt sah, das Parlament aufzulösen, damit sich niemand dem widersetzen könnte. Vor allem aber hatten amerikanische Missionen schon Jahre zuvor in verschiedenen Landesteilen Dutzende von Schulen errichtet, die ebenfalls nicht von imperialistischen Anwendungen zeugten. All das traf zu, indessen hatte niemand Robert gesagt, dass man Märchen nicht zu nahe kommen solle, weil sie dann ihren alten Glanz verlören und sich manchmal sogar in einen Vorhof der Hölle verwandeln könnten, und Persien war ein Land der Märchen.

Einen Monat nach seiner Abreise ging das Ehepaar in Bombay von Bord und setzte die Reise auf dem Landweg fort, zunächst weiter nach Lahore, anschließend nach Quetta bis hin zur iranischen Grenze und der Stadt Sâhedân. Über allem lag das Tuch der Armut wie ein von Gott verhängtes Schicksal ausgebreitet. Das juwelenbesetzte Gewand Persiens war nichts als ein verstaubtes, mottenzerfressenes Märchen, was sie überaus verwunderte. Ein Botschaftsangestellter, der ihnen in der Stadt Maschhad entgegengekommen war, begleitete sie nach Teheran, sodass die übrige Reise verhältnismäßig sorglos vonstattenging. In Maschhad hatten sie einen altersschwachen Wagen gemietet, und als sie auf der Straße zwischen Nischâpur und Schâhrud am Nordrand der Salz-

wüste nach Westen fuhren, bot sich ihnen beim Anblick der eindrucksvollen Kombination von Wüstensand und Himmel eine der prächtigsten und seltensten Landschaften der Schöpfung dar. Für einige Augenblicke verspürten sie ein Glücksgefühl, und nun waren sie sich sicher, dass diese Reise nicht durchwegs sinnlos und langweilig sein würde. Bestimmt ließe sich auch hier leben.

Unterwegs hatte sich Catherine angesichts der nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten als geduldig erwiesen. Sie hatte sich über nichts beschwert, über keinen der Vorfälle beklagt und gegen keine Entbehrung protestiert. Das war die Einstellung, die sie sich für ihr neues Leben vorgenommen hatte, ohne zu wissen, dass sie sich an eine lange Reihe von Leiden würde gewöhnen müssen, an deren Ende ein finsterer, elender Tod stehen würde. Bereits in den ersten Tagen ihrer Ankunft zerschlug sich eine der Illusionen über Persien, die sich, sie wussten selbst nicht wie, in ihren Köpfen festgesetzt hatte: Die Perser lebten nicht in Zelten, sie hatten feste Häuser. Überdies entdeckten sie die weiten Horizonte und die dürre, raue, unbarmherzige Natur.

Bei ihrem Eintreffen in Teheran wurden sie mit einer unerwarteten administrativen Verfügung konfrontiert. Robert, der als amerikanischer Militärattaché entsandt worden war, wurde vorübergehend zum Vizekonsul ernannt. Zu diesem Zeitpunkt war die Konsularabteilung der Botschaft nicht besetzt, und Robert behielt dieses provisorische Amt bis zum Ende seiner Mission bei.

Ihre Ankunft in Teheran fiel mit einer historischen Epoche der Hauptstadt zusammen, die ihrem Schicksal eine neue Richtung geben sollte. Seit sie den Fuß auf Teheraner Boden gesetzt hatten, gab es keinen Tag, an dem die Stadt zur Ruhe gekommen wäre. Kaum hatte sich der Aufruhr wegen eines unerwarteten Ereignisses gelegt, als auch schon das nächste sie erschütterte. Überdies war es im Parlament

zu heftigen Auseinandersetzungen wegen der Vergabe von Konzessionen für die nördlichen Erdölfelder an die Vereinigten Staaten gekommen, wogegen Briten wie Russen protestiert hatten.

14

Nur zwei, drei Monate nach ihrem Eintreffen unterzeichnete der junge Ghâdschâren-Schah die Ernennung Resâ Châns zum Premierminister und begab sich nach Europa. Zur selben Zeit vollzog sich im Nachbarland, das Robert naturgemäß gut kannte, der Wandel von der Osmanischen Monarchie zur Türkischen Republik. Als Resâ Chân sein Ernennungsschreiben in der Tasche hatte, rief er die republikanische Bewegung ins Leben, wobei er sich der Unterstützung der Militärs sicher sein konnte, lag doch der Oberbefehl über sämtliche Truppen Persiens in seiner mächtigen Hand. Die wichtigsten Gegner der Umwandlung der Monarchie in eine Republik waren die Geistlichen und die Zünfte, während sie von den Militärs und den Beamten befürwortet wurde. Das Parlament wurde mit Telegrammen überhäuft, die die Absetzung des Schahs und die Einführung der Republik forderten. Resâ Chân konnte sich nicht durchsetzen und beugte sich nach einem Treffen mit den Geistlichen in Ghom dem Widerstand der Gegner; ihrer Ansicht nach war die Republik keine wünschenswerte Regierungsform für ein islamisches Land.

Die erste Krise nach der Abreise des jungen Monarchen war die Auseinandersetzung um die Republik, die zweite hatte zwei Wochen zuvor damit begonnen, dass man einen freiheitsliebenden Dichter in seiner Wohnung erschossen hatte. In der von ihm selbst gegründeten Zeitung hatte er mehrfach ohne Umschweife Resâ Châns diktatorische Maßnahmen attackiert, und natürlich war er deswegen regelmäßig mit dem Tode bedroht worden. Erstaunlicherweise hatte dieser junge Dichter seinen Tod außerordentlich detailgetreu vorausgesagt. In einem wirren Traum hatte er gesehen, wie man ei-

nen Anschlag auf ihn verübte, die Polizei aber anstelle des Attentäters ihn selbst verhaftet und ins Gefängnis gebracht hatte. Diesen Albtraum hatte er seinen Freunden erzählt und ihnen angekündigt, man werde ihn dieser Tage ermorden, weswegen er nach Russland zu fliehen gedachte.

Sein Entschluss kam allerdings zu spät; anderntags betreten zwei Männer seine Wohnung und schossen ihn hinterücks an. Die Kugel blieb in dem Hohlraum unter seinem Herzen stecken. Kaum waren die Attentäter geflohen, erschien die Geheimpolizei, ohne dass jemand sie benachrichtigt hätte. Sie brachte den verletzten Dichter in das Militärspital, ehemals Teil einer Stallung, dessen Zimmer düsteren Zellen glichen. Der Dichter protestierte gegen diese Maßnahme; er traute dem Krankenhauspersonal nicht und bat mehrmals, in das Amerikanische Krankenhaus verlegt zu werden.

Seine Freunde suchten ihn im Spital auf, der Beamte der Geheimpolizei und der Vertreter der Staatsanwaltschaft trafen ebenfalls ein, als man die Nachricht brachte, ein Bewohner des Viertels habe einen der Täter gefasst. Wenig später wurde er dem Dichter gegenübergestellt, der ihn als einen der Attentäter identifizierte. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft befahl, ihn zu verhaften. Daraufhin sagte der Dichter zu seinem besten Freund: «Komm und gib mir einen Kuss, ich habe niemanden außer dir.» Und er fuhr fort: «Verpasst mir noch eine Kugel und erlöst mich, ich kann diesen Schmerz nicht ertragen.»

Das war nicht mehr nötig; er verstarb nach diesem Satz. Es war nachmittags, also beschlossen seine Freunde, das Begräbnis für den kommenden Morgen anzusetzen, und brachten den Leichnam in die Ssepahssâlâr-Moschee, das prächtigste Gotteshaus der Hauptstadt. Nachts wachten die Leute an seiner Bahre, weil sich in der Stadt das Gerücht verbreitet hatte, das Resâ Chân beabsichtige, den Leichnam stehlen zu lassen.

Die Gesetzeshüter schenkten den Worten des Staatsanwalts keine Beachtung, und der Attentäter wurde freigelassen. Stattdessen wurde derjenige, der ihn verhaftet hatte, wegen Amtsanmaßung gemäßregelt. Dem zweiten Attentäter gelang die Flucht ins Ausland, worauf die Herausgeber der übrigen Zeitungen, die Resâ Chân kritisch gegenüberstanden, aus Protest gegen die mangelnde öffentliche Sicherheit im Parlament Zuflucht nahmen, worüber die ganze Stadt sprach. Nach all diesen Vorfällen hatte sich nun ein Wunder ereignet, eine außerordentliche Begebenheit, die alles Vorherige in den Schatten stellen sollte!

[...]